

Jonathan Franklin

33 Männer, lebendig begraben

Jonathan Franklin

33 Männer

Lebendig begraben

Die exklusive Inside-Story über die
chilenischen Bergarbeiter

Aus dem amerikanischen Englischen übertragen
von Norbert Juraschitz und Werner Roller

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe ist 2011 bei Bantam Press, London,
unter dem Titel »The 33« erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

© 2011 by Jonathan Franklin

© der deutschsprachigen Ausgabe

2011 by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer

Redaktion: Werner Wahls

Satz: seitenweise, Tübingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10094-3

www.cbertelsmann.de

Ich widme dieses Buch meiner Familie, die mich kaum zu sehen bekam, solange diese dramatische Geschichte andauerte, meiner ebenso geduldigen wie wagemutigen Frau Toty und meinen sechs geliebten Töchtern: Francisca, Susan, Maciel, Kimberly, Amy und der kleinen Zoe. Und schließlich meinem Enkel Tomas. Auch er bekam mich kaum zu Gesicht.

Die Niederschrift dieses Buches war eine schwierige Aufgabe und eine Reise, die zwar nicht annähernd so belastend war wie das, was die 33 Bergleute durchlebten, aber auch ich bin heilfroh, wieder zu Hause zu sein und zur Ruhe zu kommen.

Jonathan Franklin

Dezember 2010, Santiago, Chile

Inhalt

Prolog: Die Augen der Welt	9
KAPITEL 1 Lebendig begraben	15
KAPITEL 2 Eine verzweifelte Suche	34
KAPITEL 3 In der Hölle	55
KAPITEL 4 Geschwindigkeit contra Präzision	72
KAPITEL 5 17 Tage Stille	93
KAPITEL 6 Eine Quelle des Glücks auf der Sohle der Mine	111
KAPITEL 7 Ins Leben zurückkriechen	129
KAPITEL 8 Der Marathon	151
KAPITEL 9 TV-Reality-Show	170

KAPITEL 10	Ziellinie in Sicht	191
KAPITEL 11	Die letzten Tage	208
KAPITEL 12	Die letzten Vorbereitungen	222
KAPITEL 13	Die Rettung	244
KAPITEL 14	Die ersten Tage in Freiheit	265
Epilog: Triumph der Hoffnung		280
Anmerkung des Autors		287
Dank		290
Personenregister		293
Sachregister		298
Bildnachweis		303

Prolog: Die Augen der Welt

Dichter Morgennebel hüllte am 12. Oktober 2010 einen Berghang im Norden Chiles ein, auf dem sich an diesem Tag sehr viele Menschen versammelt hatten. Träge Nebelschwaden krochen den Hang hinauf. Die Sonne verbarg sich noch immer hinter dem Horizont. Kalte, feuchte Luft kam vom Pazifik her und ließ die Menschen frösteln. Die wenigen Gestalten, die zu dieser frühen Stunde durch das provisorische Lager schlenderten, wirkten wie geisterhafte Silhouetten, sie glichen flüchtigen Luftspiegelungen in der Atacama-Wüste, einem der trockensten Orte der Erde.

Im Lager der Journalisten beleuchtete ein wildes Durcheinander von Flutlichtern ganze Antennenwälder. Auf einem mit Felsbrocken übersäten Feld waren Dutzende von Satellitenschüsseln aufgebaut.

Die Mitglieder der Familie Ávalos drängten sich mit ineinandergeschlungenen Fingern und Armen um ein Lagerfeuer, beteten und unterhielten sich leise; sie saßen dabei unmittelbar über den beiden im Berg eingeschlossenen Verwandten: dem 29 Jahre alten Renán und dem 31 Jahre alten Florencio Ávalos. Die beiden Brüder waren vor neun Wochen, am 5. August, zu einer Zwölf-Stunden-Schicht in die Mine San José eingefahren. Am frühen Nachmittag hatte sich ein massiver Felsblock von der Größe eines Wolkenkratzers aus dem Berg gelöst, den Ausgang versperrt und sie tief unter der Erde eingeschlossen.

Neun Wochen lang hatte die Familie Ávalos auf ein Wunder gehofft und dafür gebetet, zuerst ein Lebenszeichen von den Brüdern zu erhalten und sie dann aus den Tiefen eines Bergwerks gerettet zu sehen, das dafür berüchtigt war, dass dort immer wieder Bergleute ums Leben kamen oder schwer verletzt wurden.

Sofort nach dem Einsturz der Mine Anfang August waren Hunderte von Fachkräften – Ingenieure, Rettungshelfer, Bohr- und Grabungstechniker – an diesen bis dahin sehr entlegenen und menschenleeren Ort im Norden Chiles gekommen. Sie kamen als Freiwillige, stellten ihren Einfallsreichtum und ihre Erfahrung zur Verfügung und arbeiteten hart. Der chilenische Präsident bediente sich diplomatischer Kanäle und nutzte auch seine Verbindungen zur Geschäftswelt, um einen einfachen, aber wirksamen Hilferuf zu verbreiten: »Ich sagte ihnen, dass wir Leute zu retten haben, die in einer Tiefe von fast 700 Metern eingeschlossen sind. Über welche Technologien verfügen Sie, die uns möglicherweise helfen könnten?«

Die Reaktion war überwältigend.

Jetzt war die Rettungsaktion im Endstadium angelangt. In weniger als 24 Stunden würde eine raketenförmige Kapsel, die »Phönix«, langsam bis zur Sohle der Mine hinuntergelassen werden. Florencio Ávalos würde der erste Bergmann sein, der die Tür der Rettungskapsel öffnen und die Fahrt zur Erdoberfläche wagen würde. Seiner Familie war bewusst, dass dies eine Ehre und zugleich auch ein Risiko war.

Hunderte von Rettern hatten monatelang für diesen Augenblick gearbeitet, die meisten von ihnen in aller Stille. Sie alle waren jetzt voller Stolz, weil sie die Gelegenheit erhalten hatten, bei einem Vorhaben, das immer mehr zu einem weltweite Beachtung findenden Drama geworden und, wie sie alle wussten, zugleich auch ein gewaltiges Experiment war, einen Beitrag zu leisten. Niemals zuvor waren Bergleute nach einer

monatelangen Verschüttung aus einer solchen Tiefe gerettet worden. Zahlreichen Theorien zum Trotz, nach denen eine solche Rettung möglich war, wusste alle Welt, dass das Gesetz der Wahrscheinlichkeit – die Wahrscheinlichkeit war in einem so gefährlichen Industriezweig wie dem Bergbau nie besonders groß – gegen die Möglichkeit sprach, dass alle Männer lebend gerettet werden konnten.

Die »Operation San Lorenzo« – so genannt zu Ehren des Heiligen Lorenzo, des Schutzpatrons der chilenischen Bergleute – wurde von Codelco geleitet, dem staatseigenen chilenischen Bergbauunternehmen, das im Lauf der vergangenen zwei Monate die beste weltweit verfügbare Bohr- und Vermessungstechnik an diesem Ort versammelt hatte.

Codelco, ein modernes Unternehmen mit einem Jahresgewinn von über 4,5 Milliarden Dollar, hatte ein Arsenal von geliehenen, gemieteten und improvisierten Bohranlagen eingesetzt, um die Männer aufzuspüren und sie 69 Tage lang am Leben zu erhalten. Jetzt war der Augenblick der Wahrheit gekommen. Konnten sie die Männer sicher aus der Erde heraufholen, aus einer Tiefe, die mehr als der doppelten Höhe des Eiffelturms entsprach? Der Rettungsschacht war so eng, dass die Männer zweimal angewiesen worden waren, sich einem intensiven körperlichen Training zu unterziehen, um sicherzustellen, dass sie auch tatsächlich in die Rettungskapsel passten.

Trotz der frühen Morgenstunde waren Hunderte von Journalisten vor Ort und mühten sich mit ihrer Kameraausrüstung ab, im Bestreben, sich einen bevorzugten Standort bei einem Drama zu sichern, das die Herzen und die Vorstellungskraft von Fernsehzuschauern in aller Welt ergriffen hatte. Seit der ersten Mondlandung hatte kein technisches Vorhaben mehr die Welt so fasziniert und gefesselt. Und im Jahr 2010 bot die verkabelte Welt sehr viel mehr Möglichkeiten, das Geschehen zu verfolgen und zu kommentieren.

Die Familie Ávalos neigte die Köpfe in Richtung des orangefarbenen Gluthaufens, der Zeugnis ablegte vom wochenlangen Warten, und schien die ringsum wachsende Unruhe überhaupt nicht wahrzunehmen. Ein paar Bemerkungen fielen, aber die Ankunft eines umherstreifenden Kameramanns wurde ignoriert. Der Journalist – mit Kabelträger und Tontechniker im Schlepptau – drängte sich für ein paar Minuten Liveübertragung nach vorne, bei der jedes gesprochene Wort ungefragt einem Zufallpublikum übermittelt wurde, und wanderte anschließend zur nächsten Familie weiter.

Hinter der Ávalos-Familie war das Transparent »Verschüttet vielleicht – besiegt niemals« zu sehen. Die Gesichter der Bergleute starrten einen an, halb in der Dunkelheit verborgen. An den einzelnen Gesichtern war nichts Bemerkenswertes – sie wirkten ernst, hart, vom Wetter geherbt. Als Gruppe jedoch waren »Die 33« ein weltweites Symbol für Durchhaltevermögen.

Im September und Oktober 2010 war das Schicksal der 33 Männer zum Allgemeingut geworden, während sich die Helfer auf der Suche nach den eingeschlossenen Männern durch einen Granitberg bohrten. Die besten Journalisten der Welt eilten an diesen Ort, stritten sich um die wenigen Flugtickets, die es für eine Reise nach Copiapó gab, in eine Stadt, die bis dahin so wenig Beachtung gefunden hatte, dass sie als einzige größere Stadt des Landes beim nationalen Wetterbericht im chilenischen Fernsehen einfach ausgelassen wurde. »Als die Fußball-Weltmeisterschaft in ganz Chile unterwegs war, hat sie hier nicht einmal haltgemacht«, grollte Maglio Cicardini, der Bürgermeister von Copiapó, ein Showman und Pferdeschwanz-Träger, der aussah wie ein Gitarrist der Bluesrockband *ZZ Top*.

Die Kameras drangen trotz des weltweiten Interesses nur selten bis zur vordersten Linie oder gar unter die Oberfläche dieser Tragödie vor. Die meisten Reporter mussten sich zwei Monate lang damit begnügen, Familienmitglieder und Politiker zu interviewen, weil sie durch eine ebenso strikte wie clevere, vom

chilenischen Präsidenten Sebastián Piñera persönlich geleitete PR-Kampagne hinter den Polizeiabsperrungen festgehalten wurden. Ein weltweites Publikum, das inzwischen Hunderte Millionen Menschen umfasste, war dagegen von einer anderen Geschichte fasziniert: Was geschah dort unten in der Mine? Wie konnten die 33 Bergleute nach all diesen Wochen, in denen sie in einer drückend heißen, feuchten und einsturzgefährdeten Höhle lebendig begraben gewesen waren, noch am Leben sein?

Der abschließende Countdown hatte am frühen Nachmittag begonnen. Eine große Zahl von Familienangehörigen verfolgte auf riesigen, an Wohnmobilen und an den Seiten des Pressezeltes angebrachten Fernsehschirmen ehrfurchtsvoll, wie Techniker die letzten Handgriffe an der Rettungskapsel vornahmen. Phönix war nach den von der NASA und der chilenischen Marine entwickelten Vorgaben gebaut und in den Farben der chilenischen Nationalflagge lackiert worden – blau, weiß und rot.

Um 23 Uhr war die Kapsel einsatzbereit. Eine Seilwinde hob ihn hoch. Das Kabel lief über ein gelbes Rad, das sich langsam drehte. Es war ein hypnotisierender Vorgang, der an einen industriellen Arbeitsablauf aus den 1930er Jahren erinnerte. Die modernen Gerätschaften, die dieses Geschehen überhaupt erst ermöglicht hatten, waren nicht zu sehen. Dazu gehörten beispielsweise die GPS-Systeme, mit deren Hilfe gewaltige Bohrgeräte winzige unterirdische Ziele aufspüren konnten, kilometerlange Glasfaserkabel und drahtlos arbeitende Sendegeräte, mit denen Puls- und Blutdruckwerte der Bergleute auf den Laptop eines Arztes übertragen wurden.

Vor 69 Tagen waren die Männer unter Tage eingeschlossen worden. Mehr als zwei Wochen lang waren alle Versuche gescheitert, den Tunnel aufzuspüren, in dem sie langsam verhungerten. Der Tod war den Männern so nahe gewesen, dass sie bereits

Abschiedsbriefe geschrieben hatten. Die Regierung hatte schon mit dem Entwurf für ein weißes Kreuz begonnen, mit dem auf dem Berghang ihr Grab markiert werden sollte. Jetzt wurden sie vielleicht wiedergeboren, wiederbelebt, gerettet. Würde diese Aktion gelingen?

Die Welt hielt den Atem an, die Phönix wurde langsam hintergelassen, und dann war sie verschwunden. In einem Land, das schwere Erdbeben erlebt hatte, waren die Gründe, weswegen die Rettung scheitern konnte, zu zahlreich, um irgendwelche Wahrscheinlichkeitsrechnungen anstellen zu können. Für einen Erfolg der Rettungsaktion brauchte man nicht nur präzise Ingenieursarbeit, sondern auch ein wenig Gottvertrauen. Im Verlauf der gesamten Rettungsaktion waren Spezialisten aus aller Welt zu Rate gezogen worden, man hatte medizinische Pläne und technische Verfahrensweisen entwickelt. Jetzt verstummte sogar das NASA-Team. Das Vorgehen bei dieser Aktion bestimmten die Chilenen.

Lebendig begraben

Donnerstag, 5. August 2010, 7 Uhr

Die 50-minütige Fahrt zur Mine San José war schöner als je zuvor. Tausende winzige purpurrote Blumen schmückten die Berghänge und lockten Tausende von Touristen an, die die »blühende Wüste« sehen wollten. Doch nur wenige Bergarbeiter im Bus nahmen von diesem Anblick Notiz. Viele schliefen, während der schwankende Bus die Kurven hinauf zur Mine nahm. Sie lag auf einem äußerlich unscheinbaren Berg, der jedoch so voller Gold und Kupfer war, dass sich die Bergleute über ein Jahrhundert hinweg wie die Maulwürfe in ihn hineingegraben hatten, im Zickzack den wertvollen Erzadern folgend, die das Berginnere durchzogen wie Blutgefäße einen menschlichen Körper.

Mario Gómez, einer der Businsassen, konnte nicht schlafen. Als der Handyweckruf ihn heute Morgen um sechs Uhr aus dem Schlaf gerissen hatte, war er so zerschlagen gewesen, dass er seine Frau gefragt hatte, ob er überhaupt zur Arbeit gehen solle. »Lass sie sausen«, war Lillians Rat gewesen. Sie hatte ihrem 63 Jahre alten Mann schon lange nahegelegt, seinen Rentenantrag einzureichen. Gómez musste man in dieser Frage eigentlich nicht mehr groß zureden. Er hatte seine Bergarbeiter-Laufbahn mit zwölf Jahren begonnen – ein Einstieg ins Berufsleben wie in einem Dickens-Roman –, und in den folgenden fünfzig Jahren hatte er so gut wie jede mögliche Todesart unter Tage kennengelernt. Seine linke Hand erinnerte ihn an eine davon: Sie war

einer explodierenden Dynamitladung zu nahe gekommen, zwei Finger hatte er dabei verloren. Der Daumen war oberhalb des Knöchels abgerissen worden.

Gómez betrachtete durch das Busfenster eine Wüste, in der es weder Baum noch Strauch gab, und dennoch war sie voller Leben im Vergleich zu der unterirdischen Welt, in die die schläfrigen Männer schon bald wieder einfahren würden. Die Mine San José war das gefährlichste Bergwerk in der ganzen Region und zahlte nicht ohne Grund außerordentlich hohe Löhne. Wo sonst konnte ein *cargador de tiro* – dessen Arbeitstag aus dem Anbringen von Dynamitladungen in frischen Bohrlöchern bestand – derart gut verdienen? Die Lohntüte erklärte die Treue der Männer (die sich selbst als »die Kamikazes« bezeichneten) zu ihrem Arbeitsplatz, trotz des furchteinflößenden Rufs der Mine. Jeder Bergarbeiter, der nüchtern abgewägt hatte zwischen Gefahr und Geld, war zu demselben Ergebnis gekommen: Das Geld gewann immer.

Bei der Fahrt auf der Serpentinstraße kam der Bus an einer Reihe kleiner Altäre vorbei, von den Einheimischen »*Animitas*« genannt. Jeder Schrein erinnert an einen tragischen, gewaltsamen und plötzlichen Tod. Ein Unfalltod versetzt nach der örtlichen Überlieferung die Seele des Verstorbenen in einen Schwebезustand zwischen Himmel und Erde. Die Angehörigen wollen durch die Errichtung eines Schreins die Himmelfahrt des geliebten Menschen voranbringen, was wiederum erklärt, warum zu den einsamen Gedenkstätten brennende Kerzen, frische Blumen und immer wieder neue Fotos des Opfers gehörten. Nur wenige Tage später sollte es an dieser Wegstrecke Dutzende weitere Altäre geben.

Viele der Männer hatten ein nahrhaftes Lunchpaket dabei. Nach Ansicht der Minenbetreiber reichten zwei Sandwiches und eine Packung Milch für eine Zwölfstundenschicht aus, aber die Männer brachten oft weitere Stärkungen mit – einen Schokoriegel, eine Thermosflasche mit Suppe, ein sorgfältig

verpacktes Steak-Tomaten-Sandwich. Und Wasser. In Flaschen, Feldflaschen, ja sogar in Halbliter-Plastikbehältern, wie sie im Unimarc-Supermarkt verkauft wurden. Die Temperatur im Bergwerk fiel nur selten unter 32 Grad Celsius. Die Männer tranken bei jeder Schicht drei Liter Wasser und bewegten sich dabei dennoch an der Grenze zur Austrocknung. Die Luftfeuchtigkeit war so hoch, dass selbst die brennende Spitze einer Zigarette den Elementen nachgab und durchhing.

Am Mineneingang zogen die Männer ihre Arbeitskleidung an: Arbeitshosen, T-Shirt, Helm und Stirnlampe. Ein schlichter Metallkasten für ihre Stempelkarten gab Auskunft über ihre An- oder Abwesenheit. Auf sieben Tage Arbeit folgten sieben Tage Pause, die Männer lebten in einem extremen Kreislauf von harter Arbeit und Müßiggang. Eine Woche lang vergossen sie unter Tage Ströme von Schweiß und danach genossen sie die Freuden des Spontanexzesses während der »Woche des Nichtstuns«. Verpassten die Männer am Montag ihre Schicht, sprachen sie scherzhaft von einer Huldigung an den Gott des Katers, auch als »Heiliger Montag« bezeichnet.

Die Betreibergesellschaft veranstaltete häufig Grillfeste, und es war bekannt, dass die Eigentümer üblicherweise diskret wegsahen, wenn die Arbeiter um Stunden zu spät kamen. Für die etwa 250 Arbeiter der Holdinggesellschaft San Esteban Primera, die in der Region mehrere Bergwerke betrieb, darunter auch San José, gab es auf ihrem kargen Hügel keinen Mobilfunkempfang, nur bescheidene Sicherheitsvorkehrungen, dafür häufige Unfälle, und so gut wie nie kam eine Frau hierher. Man schrieb zwar das Jahr 2010, aber die Männer führten auf vielerlei Art eine Frontier-Existenz. Die Gegend offenbart, wie Pockennarben, die typischen Merkmale eines Bergbaugebiets. Das reicht von die ganze Nacht hindurch geöffneten Bordellen (40 Dollar pro Dienstleistung) bis zu der Reihe ramponierter Pick-ups vor dem *Antay*, einem erst vor Kurzem eröffneten Spielkasino, das den Bergleuten bei dem behilflich ist, was sich als eine Art erbliche

Veranlagung erwies, ein ganzes Monatsgehalt bei einem einzigen Gelage durchzubringen.

Das Wüstengebiet im Norden Chiles ist der größte Kupferlieferant der Erde, und die meisten chilenischen Bergleute arbeiten in modernen Kupferminen, die von hoch professionell arbeitenden multinationalen Unternehmen wie Anglo American und BHP Billiton betrieben werden. Der Bergbau sorgt für mehr als 50 Prozent der chilenischen Exporterlöse, und das Land war in Bergbautechnologie und -betrieb lange Zeit weltweit führend. Chuquicamata, der größte Kupfer-Tagebau der Welt, wird vom staatlichen chilenischen Kupferunternehmen Codelco betrieben.

Arbeitsplätze im Bergbau sind äußerst begehrt und gelten als lukrativ und sicher zugleich – wenn man dabei nicht vergisst, dass »Sicherheit« in der Welt des Bergbaus ein relativer Begriff ist. Man stelle sich vor: Junge Männer, die mit ganzen Lastwagenladungen von Ammoniumnitrat-Sprengstoff unterwegs sind, Hunderte von Bergleuten, die Tag für Tag in Höhlen Dynamitladungen anbringen, und all dies in Chile, das für die weltweit schlimmsten Erdbeben bekannt ist, dann sind Unfälle nahezu unvermeidlich. Man nehme dann noch eine chilenische Partykultur hinzu, die von erheblichen Mengen ebenso billigen wie starken, die Köpfe benebelnden Traubenschnapses beflügelt wird (des sogenannten Pisco), und das zu erwartende Ergebnis ist jeder Notaufnahme-Krankenschwester in der Region bekannt: tote Bergleute.

Die Männer, die in die Mine San José einfuhren, arbeiteten nicht in einem der sicheren, modernen Bergwerke des Landes, sondern waren ein Teil der riskantesten Subkultur in diesem gesamten Industriezweig – mit bescheidener Technik arbeitende, einfache Bergleute, die man hier »*Los Pirquineros*« nennt. Die Ausrüstung des klassischen chilenischen *Pirquineros* beschränkte sich eigentlich auf Esel und Spitzhacke, aber die Männer in

San José bezeichneten sich als »mechanisierte *Pirquineros*« und meinten damit, dass sie mit modernen Maschinen im Rahmen der unzureichenden Infrastruktur eines auf klassische Weise gefährlichen Betriebes arbeiteten. Die Mine San José war im Unterschied zu anderen Gruben, wo es Ratten und Insekten gab, relativ frei von Ungeziefer, von ab und zu auftauchenden Skorpionen einmal abgesehen. Die Arbeit im Bergwerk ähnelte der Lebensweise eines kalifornischen Goldgräbers in den Tagen Abraham Lincolns. Immer wieder wurden hier Bergleute von halbtonnenschweren Felsbrocken zermalmt – »plattgebügelt«, wie es im örtlichen Jargon heißt –, die sich mit furchterregender Regelmäßigkeit aus den Felswänden lösten. Das Gestein in der Mine San José war so scharfkantig, dass sich ein Scheuern an der Stollenwand für die Bergleute wie eine Berührung mit einer Rasierklinge anfühlte.

Eine nachhaltige Erinnerung an die möglichen Risiken gab es am 5. Juli 2010. Die Kumpel von San José hatten zunächst die Rettungsaktion für ihren Kollegen Gino Cortés beobachtet und dann dem Pick-up nachgesehen, der fortbrachte, was von ihm noch übrig war. Ein Felsblock, dessen Gewicht etwa dem von zwanzig Kühlschränken entsprach, war herabgestürzt, und hatte Ginos Unterschenkel glatt abgetrennt. Einen Augenblick lang staunte er über den abgetrennten Körperteil. Der Schnitt war so rasch erfolgt, dass er anfangs keinen Schmerz empfand. Ein Kollege hatte den in ein Hemd eingewickelten Unterschenkel dann ganz behutsam zusammen mit seinem Besitzer Cortés in die Notaufnahme gebracht. Und Cortés wiederholte immer wieder: »Ich hatte Glück, ich hatte Glück«, und er dankte Gott, weil er ihm sein rechtes Bein und sein Leben gelassen hatte.

Wenn die *Pirquineros* nicht »plattgebügelt« werden, sterben sie langsam an Lungenbeschwerden. Erst vor zwei Monaten war der Bergmann Alex Vega bei der Arbeit in der Mine zusammengebrochen. Giftige Abgase der eingesetzten Maschinen

hatten seinem Körper den benötigten Sauerstoff entzogen. Vega war mit dem Rettungswagen ins Krankenhaus von Copiapó gebracht worden, wo er den größten Teil der Woche verbringen musste.

Bergleute, die über einen langen Zeitraum hinweg Gasen und Staubpartikeln ausgesetzt sind, erkranken an Staublunge, verursacht durch toxische Silikatpartikel, die die Lunge verstopfen. Die hiesigen Bergleute inhalieren Jahr für Jahr ganze Wolken winziger Gesteinsfragmente, die die Lungenfunktion immer stärker einschränken. In fortgeschrittenen Fällen, die im Englischen in Anspielung auf die Verwendung von Silikat-Rohstoffen bei der Keramik-Herstellung auch als »Potters Rot« bezeichnet werden, leidet der Patient unter Sauerstoffmangel, und seine Haut nimmt eine bläuliche Färbung an. Mario Gómez, der Älteste in dieser Schicht, hatte nach 51 Bergmannsjahren oft mit Atemnot zu kämpfen und nahm ein Asthmamittel ein, um den Teil der Lunge, der noch funktionierte, zu erweitern. Bergleuten wie Gómez, die an Staublunge leiden, geht schlicht ganz langsam der Sauerstoff aus. Fährt man mit einem Lastwagen zwanzig Jahre lang durch die Wüste, ohne den Luftfilter des Motors zu wechseln, passiert so ziemlich dasselbe.

Ein *Pirquinero* widmet sich eine Woche, manchmal auch einen ganzen Monat lang, ganz seiner Arbeit, mit aller Kraft und im einsamen Kampf mit dem Berg, und einige Kumpel trösten sich in ihrer Einsamkeit mit spontanen sexuellen Eskapaden, die ein Arzt aus der Gegend mal als »Brokeback-Mountain-Situation« bezeichnet hat. Ein chilenischer Psychiater, der mit Bergleuten gearbeitet hat, beschrieb das Phänomen als »vorübergehende Homosexualität«, die, wie er noch ergänzte, unter Seeleuten eine jahrhundertealte Praxis sei, »eine praktische Lösung für den zu immer größerer Verzweigung führenden Mangel an weiblicher Gesellschaft«. Nach der Rückkehr in die Stadt widmeten sich die Bergleute dann intensiv dem Alkohol, den Frauen und anderen, ebenso ausgelassenen wie

kurzlebigen Vergnügungen, die dafür sorgten, dass sie schon bald darauf eine weitere Lohntüte brauchten. Auch Kokain – das Gramm zu 15 Dollar – stand bei Vielen auf der Liste der Versuchungen.

Samuel Ávalos hatte die letzten 24 Stunden damit verbracht, sich die 16 000 chilenischen Pesos (32 Dollar) zu verdienen, die die Busfahrt nach Copiapó kostete. Ávalos, ein zäher, rundgesichtiger Mann, lebte in Rancagua, einer Bergbaustadt unmittelbar südlich von Santiago, wo auch »El Teniente« zu Hause ist, das größte Untertage-Bergwerk der Welt. Ávalos hatte nur wenig Erfahrung unter Tage gesammelt, obwohl es in dieser Gegend für Bergleute mehr als genug Arbeit gab. Er arbeitete als Straßenverkäufer, und seine Spezialität waren CD-Raubkopien. Die Polizei setzte ihm häufig zu und beschlagnahmte manchmal seine gesamten Bestände. Aber am vergangenen Tag hatte er Glück gehabt. Er hatte mit knapper Not das Geld für die Fahrkarte verdient und war in den letzten Bus nach Copiapó gestiegen, in dem noch ein Platz frei war. Später sollte er dann feststellen, dass José Henriquez, ein Kollege, im selben Bus saß.

Während der Fahrt nahm Ávalos eine Menge Alkohol zu sich. Er war immer noch benommen, als er in den Zubringerbus zur Mine umstieg. »Das Trinken blieb nicht folgenlos. Beim Aussteigen, als ich aus dem Bus stieg, ging ich praktisch zu Boden«, sagte Ávalos. »Dann geschah etwas sehr Seltsames. Ich weiß nicht, wie Sie das bezeichnen würden, aber ein Geist ging vorüber. Meine Mutter. Sie war gestorben, und ich fragte sie: ›Mama, was sagst du da? Was willst du?‹ Ich verstand es nicht. Später hatte ich dann viel Zeit, um über diese letzte Warnung nachzudenken.«

Ávalos stopfte seine Arbeitsjacke normalerweise mit Schokolade, Kuchen, Keksen, Milch und Saft voll. Er hatte immer wieder Mühe, sich mit seiner durch die Schmuggelware ausgebeulten Jacke am Schichtführer Luis Urzúa vorbeizudrücken, der niemals erfreut war, wenn er seine Arbeiter mit Essen an-

traf. Er hielt das für eine Ablenkung. »An jenem Tag ließ ich mein Essen oben zurück. Ich nahm nicht ein einziges Stück Schokolade mit«, sagte Ávalos. Das war ein weiterer Augenblick, den er in den folgenden Wochen immer wieder aufs Neue durchleben sollte.

Die nächste Schicht zog sich bereits um und machte sich für den Arbeitsbeginn bereit, als der 42 Jahre alte Sanitäter Hugo Araya nach einer Zwölfstundenschicht die Grube verließ. Auch nach sechs Jahren in San José fühlte sich Araya in der Mine nicht einen Augenblick lang wohl. Der durchhängende Eingang mit der verrosteten Hinweistafel zu Sicherheitsmaßnahmen kam ihm schon immer wie ein Witz vor, angesichts der nicht abreißenden Serie von Unfällen, Stolleneinstürzen und in Ohnmacht fallenden Bergleuten. Und dennoch war es Araya, der Leiter der medizinischen Notversorgung in der Grube, den man rief, wenn es Probleme gab. Am allermeisten hasste er den Geruch der Mine: »Es roch nach Verwesung. Nach verdorbenem Fleisch«, pflegte er zu sagen.

Araya erhielt so viele Notrufe, dass sich das meist gar nicht mehr wie ein Notfall anfühlte, dafür sorgten schon das von den Grubenfahrzeugen produzierte Kohlenmonoxid, die Gase, die die Dynamitladungen freisetzen, und die kettenrauchenden Bergleute. Immer wieder machte er sich auf die 25 Minuten dauernde, über sechs Kilometer lange Reise in die Tiefe, um Spitzkehren und durch Stollen, bis er vor Ort dann auf Bergleute traf, die an Sauerstoffmasken hingen und zum Abtransport bereit waren. Normalerweise konnten diese Männer noch am gleichen Abend nach Hause gehen. Im schlimmsten Fall kehrten sie bereits nach einem oder zwei Krankenhaustagen wieder an ihren Arbeitsplatz zurück, arbeiteten mit der Spitzhacke, sprengten, atmeten Staub ein und beklagten sich so gut wie nie.

Araya war nach seiner Nachtschicht von einer feinen, kaffee-grauen Staubschicht überzogen, einer öligen Mixtur, die sich nicht so leicht abwaschen ließ. An diesem Morgen empfand



Jonathan Franklin

33 Männer, lebendig begraben

Die exklusive Inside-Story über die chilenischen Bergarbeiter

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10094-3

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Februar 2011

Eine der dramatischsten Rettungsaktionen der Geschichte

Als die Welt am Schicksal der 33 eingeschlossenen chilenischen Bergleute Anteil zu nehmen begann, hatten sie 17 dramatische Tage in völliger Abgeschlossenheit hinter sich. Die Kamikaze, so nennen sich die Bergleute der Atacamawüste angesichts des desolaten Zustands ihrer Mine, kämpften gegen Hunger, Durst, Hitze, Angst. Es sollte die längste Schicht unter Tage in der Geschichte werden: 69 Tage in 700 Metern Tiefe. Jonathan Franklin hatte als einziger Reporter weltweit Zugang zu allen Bereichen, zu allen Beteiligten; er protokollierte die Kommunikation mit den Eingeschlossenen, wurde Zeuge ihres eisernen Überlebenswillens und ihres schwarzen Humors (»Gibt es auch Telefonsex?«). Er lernte ihre Angehörigen und auch die Bergleute selbst als einer der Ersten kennen. Sein Bericht ist ein einzigartiges Zeugnis der spektakulären Befreiung. Und er ist ein berührendes Dokument von Zuversicht, Widerstandskraft und Würde in einer extremen Situation.